

# Dunkellicht

**Keine kinderleichte Weihnachtsgeschichte von Linard Bardill  
mit Bildern aus dem Zyklus «Frost» von Hans Danuser**

DIES IST DIE GESCHICHTE EINES MANNES, der vor Weihnachten davonlief und einen Hasen fand.

Vor Weihnachten davonlaufen möchten viele, das ist nichts Neues. Der Geschenkstress, die Hetze durch die Warenhäuser, die Christkinder an jeder Ecke, und überall das gleiche Geschrei: Kauf mich endlich, sonst bist du ein schlechter Familienvater, ein lausiger Götti, ein miserabler Ehemann. Viele hassen den Weihnachtsrummel. Trotzdem machen sie mit, weil sie müssen oder weil sie sich gar nichts anderes vorstellen können.

Einer aber ist wirklich davongelaufen: Serge, neunundvierzig, verheiratet, zwei erwachsene Kinder, erfolgreicher Geschäftsmann mit Hang zur Nachdenklichkeit. Am dritten Samstag im Advent stand er in der Zürcher Bahnhofstrasse und musste sich übergeben. Selbstverständlich nicht auf die fein geputzte Strasse, nein, er übergab seinen Mageninhalt einer Plastictüte, in der ein Geschenkpaket steckte. Es war ein purpurrotes Seidennachthemd, das er eben für seine Frau gekauft hatte, eingewickelt in grünes Geschenkpapier. Seiner Frau hätte es bestimmt Freude gemacht. Sie hätte ihm zugewinkert und wäre ihm um den Hals gefallen. Doch nun war das Geschenk im Eimer. Wortwörtlich, denn dahin steckte Serge die Plastictüte samt dem besudelten Päckchen.

Er wischte sich mit dem Taschentuch den Mund und setzte sich auf die Stufe eines Hauseingangs. Bin ich krank?, fragte er sich. Habe ich etwas Schlechtes gegessen oder getan? Die Weihnachtsröhren, die jung, kalt und raffiniert über der Strasse hingen, schauten auf Serge herunter, und er schaute zurück: Ich stelle mir die Adventszeit schön vor, schön und ruhig, mit guter Musik, feinem Essen und lieben Menschen. Aber es kommt immer anders. Einen Monat lang Stress, und an Weihnachten Superstress, womöglich mit Streit, weil alles so harmonisch sein muss. Er sah den Leuten nach, die an ihm vorübereilten wie Meldeläufer. Wohin wollen sie alle, dachte er, und woher kommen sie? Sind sie zufriedener als ich? Und werden sie am Heiligen Abend glücklich sein? Das Fest der Liebe und des Lichtes feiern? Vielleicht bin ich der einzige, der all die falschen Lichter, diese Weihnachtsbäume mit elektrischen Kerzen und den ganzen Klimbim nicht erträgt.

Da trat ein Mann auf ihn zu und bat ihn um fünf Franken für die Notschlafstelle. «Ich gebe nichts», sagte Serge, «deine Drogen musst du schon selber bezahlen.» Der Mann blickte Serge von oben herab an und sagte: «Ich bin ein Engel Gottes, und zur Strafe, weil du mir nichts gegeben hast, sollst du Weihnachten in der Finsternis verbringen.»

Warum nicht, dachte Serge, Weihnachten im Dunkeln, das wäre ganz nach meinem Gusto. Und er beschloss, zu glauben, dass der Bettler tatsächlich ein Engel Gottes gewesen war und freute sich darauf, Weihnachten in der Finsternis zu verbringen. Noch auf der kalten Steintreppe des Hauseingangs rief er einen Freund an, der ein kleines Ferienhaus in den Bergen besass. Ja, sagte der, das Häuschen sei frei, bis zum 27. Dezember. «Danke», sagte Serge, «das reicht vollkommen, am 27. ist ja dann alles vorbei.» Mehr sagte er nicht, und der Freund dachte nicht weiter darüber nach. Serge fuhr nach Hause und erklärte seiner Frau, dass er dringend Entspannung brauche und drum für zehn Tage zu seinem Freund fahre. Unerwarteterweise hatte sie nichts einzuwenden. Dann gehe sie halt an Heiligabend alleine zur Tochter, und wenn sie wisse, dass Serge glücklich sei, so sei das für sie das schönste Weihnachtsgeschenk.

Serge kaufte schwarzen Pappkarton, einige Rollen Isolierband und machte sich auf den Weg. Während der Fahrt ins abgelegene Bergtal überkam ihn eine Leichtigkeit, wie er sie schon lange nicht mehr gekannt hatte. Das Haus seines Freundes lag wunderschön über dem Tal. Auf den Bergen glitzerte der Schnee unter wolkenlos

blauem Himmel. Das Wetter schien es darauf angelegt zu haben, Serge von seinem Entschluss abzubringen. Doch er liess sich nicht beirren. Kaum war er angekommen, begann er Stube, Küche, Schlafzimmer und Bad mit dem Karton zu verdunkeln. Je finsterner es wurde, desto wohler fühlte er sich. Eine Sehnsucht nach Lichtlosigkeit erfasste ihn. Ich will Schwarz, dachte er, nur noch Schwarz. Keine Farbe. Kein Licht. Nicht den kleinsten Schimmer.

Als er alle undichten Stellen zugeklebt hatte, knipste er die Deckenlampe an und verfrachtete alle überzähligen Möbelstücke ins zweite Schlafzimmer. Nur einen grossen bequemen Sessel liess er im Wohnzimmer. Dazu, direkt neben der Küchentür, einen Tisch und einen Stuhl. Auf den Tisch stellte er sein altes Kassettengerät und ein paar leere Kassetten. Sie würden ihm als Tagebuch dienen. Da ihm der Versuch, blind eine Suppe zu kochen, gründlich misslang, beschloss er, überhaupt nichts zu essen. Die paar Fastentage konnten ihm nur gut tun. Er schaltete das Handy ab, zog die Stecker von Radio und Fernseher aus der Wand und löschte das Licht.

AUS SERGES TONBANDAUFZEICHNUNGEN: ERSTER TAG. Seit einem Tag bin ich jetzt im Dunkeln. Ich habe vor allem geschlafen. Weiss nicht wie lange, aber wohl sehr lange. Jetzt ist es wieder Tag, ich höre den Verkehr unten auf der Kantonsstrasse. Schätze, es muss gegen Mittag sein. Habe zwei Flaschen Salzwasser getrunken und muss jetzt dauernd auf die Toilette. Das machen die indischen Yogis, wenn sie fasten. Fühle mich leicht, etwas geschwächt, aber ohne Hungergefühl. Habe nichts geträumt. Zumindest nichts, woran ich mich erinnern kann. Das Dunkel ist gut zu ertragen. Die grösste Angst war die Langeweile. Ist aber nicht langweilig. Hocke da und schaue mit offenen oder geschlossenen Augen ins Dunkel. Höre, wie meine Ohren pfeifen. Wusste gar nicht, dass da dauernd ein Geräusch ist in meinem Hirn. Tinnitus? Denke an den Engel und seinen guten Fluch. Bin auf alles gefasst, erwartungsvoll. Jetzt, da es so finster ist, würde ich nicht den geringsten Lichteinfall ertragen. Die Finsternis gehört mir, und ich gehöre ihr. Sie ist ein grosser Raum, unendlich vielleicht, begrenzt nur durch meine Vorstellungskraft. – Das viele Schlafen tut gut. Als ob ich schon seit Jahrzehnten nie mehr wirklich ausgeschlafen hätte.

ZWEITER TAG. Schätze, ähnliche Zeit wie gestern, Mittag vielleicht. Wieder lange geschlafen. Noch immer kein Hungergefühl. Trinke Unmengen Wasser, gehe oft auf die Toilette. Habe geträumt, von Gott oder so ähnlich. Eine riesige Eule auf einem Podest. An dem Podest zog eine unübersehbare Kolonne von Menschen vorbei. Ab und zu pickte die Eule einen der Vorüberziehenden auf und verspeiste ihn. Niemand merkte etwas davon. Ich versuchte die Leute vor der Eule zu warnen, da wandte sich einer von ihnen mir zu und fragte, ob ich denn nicht auch durchs grosse Tor wolle. Welches Tor?, fragte ich. Der Mensch schüttelte den Kopf und reihte sich wieder in die marschierende Kolonne ein.

Das ist alles. Es war vermutlich nicht Gott, nur ein Engel oder sonst ein Wächter. Die Majestät und Unerbittlichkeit der Eule aber war so Furcht einflössend, dass mir Gott durch den Sinn schoss. Ich habe kein Bild von Gott, und wenn man kein Bild von ihm hat, dann gibt es ihn auch nicht. – Das Dunkel macht Angst. Erst jetzt merke ich es. Die Träume verschwinden nicht. Sie bleiben auf das Dunkel geheftet wie Kinderzeichnungen an eine Wandtafel. Ich mag Gott nicht begegnen. Ich habe ihn immer in Ruhe gelassen, er soll mich auch respektieren.

DRITTER TAG. Schwieriger Tag! Der ganze Film meines Lebens spult sich ab, alle sind da, tauchen auf, stellen Fragen, machen Vorwürfe. Ich argumentiere, erkläre, manchmal streite ich mit ihnen, schreie sie an. Gott wetzt den Schnabel und spuckt sie aus: Ma, Vater, Ernst, die Lehrer, Fräulein Steger, die alte Brillenschlange, Freunde, Geliebte. Alle Frauen, die ich hatte, stehen im Raum. Ich kann sie riechen, ihren Duft. Manchmal sagen sie etwas, klagen an, rechnen vor. So viele verpasste Gelegenheiten, zu lieben, zuzuhören, da zu sein. Ich war wohl dauernd mit mir selber beschäftigt, hatte weder Zeit noch Kraft, auf sie wirklich einzugehen. Sogar unterlassene Sünden schreien. Untreue, die ich nicht beging, heischt Erklärung. Warum hast du es damals nicht zugelassen, warum nicht gelebt, warum abgewürgt, die Blume verschmäh, die Früchte faulen lassen? Du warst gar nicht treu, du warst bloss

ängstlich. – Trockenschleuder für Alltagswäsche. Seelenmüll.

VIERTER TAG. Habe heute im Dunkeln geduscht. Geht gar nicht schlecht. Man muss nur etwas langsamer sein. Füße und Hände haben Augen, der ganze Körper beginnt zu sehen. Die Verfolger aus meiner Vergangenheit sind auch langsamer geworden. Jetzt kommen sie wenigstens einer nach dem andern.

«Du glaubst wohl immer noch, dass das Leben einen Sinn hat, wie?» – Ohne Sinn kann ich nicht leben. – «Und du denkst, das Christkind wird kommen und dir versichern, dass alles so ist, wie du glaubst, und dass es doch noch gut herauskommt mit dir und der Welt und dem ganzen Rest?» – Ich brauche nur eine Pause. – «Hier drin willst du eine Pause machen?» – Ich sehe das Ziel nicht mehr vor lauter Rennen und Hetzen. – «Im Dunkeln willst du das Ziel wiederfinden, das du im Licht verloren hast? Da muss ich lachen, Serge! Es gibt kein Ziel. Draussen kannst du dir wenigstens etwas vorlügen. Wenn du einmal im Dunkeln bist, ist das vorbei.» – Sei still! Ich werde hier ausharren, verlass dich drauf! – «Solange du hier drin bist, wirst du um mich nicht herumkommen.» – Du bist tot, Erich. Du bist ein Gespenst, und ich glaube nicht an Gespenster. – «Du wirst schon sehen . . . »

Erich ist der hartnäckigste. Seit er vor vier Jahren gestorben ist, habe ich kaum mehr an ihn gedacht. Jetzt taucht er auf und redet mit mir, als ob er im Zimmer stünde.

FÜNFTER TAG. Etwas sehr Merkwürdiges ist geschehen. Ich habe plötzlich Licht gesehen. Ganz oben oder unten im Gesichtsfeld. Zuerst dachte ich, die Verdunkelung sei undicht. Das ist es aber nicht. Das Licht ist innen. Kaum versuche ich es in den Blick zu nehmen, verschwindet es wieder. Aber es gibt keinen Zweifel: Da ist Licht. Am Anfang ganz zögerlich, mit der Zeit immer mehr. Als ob das Gehirn es ganz ohne Licht nicht aushielte und darum selber Licht erzeugte, durch Hormone oder Nerven oder weiss der Kuckuck wodurch. Ich habe viele Stimmen an mir vorbeirauschen lassen, so viele Fehler haben sie mir vorgeführt, so viele Weiber, und immer wieder kam Erich. Der mit seiner Philosophie und Beserwisserei! Das einzige, was ich ihm heute entgegenete: Ich sehe ein Licht da drin, dagegen kannst du nichts ausrichten.

SECHSTER TAG. Ich kann mir nicht vorstellen, wie es wäre, wenn ich plötzlich hier raus müsste. Ein unerträglicher Gedanke! Fühle mich gut, als ob ich mit einem Haufen Glückshormonen überschwemmt worden wäre. Das Licht ist jetzt immer da. Es ist wie ein Sternenhimmel, manchmal wird alles farbig, wie eine Laser-show. Die ganze Netzhaut ist lichtgesättigt. Ich sitze nur da und schaue dem Spektakel zu. Gott ist nicht mehr aufgetaucht. Die Eule schweigt. Ich habe mich seit Jahren nicht mehr so gut gefühlt. Habe mich mit vielen der Stimmen versöhnt, ihnen zugeredet, mich entschuldigt oder gerechtfertigt. Dabei hänge ich in meinem Ohrensessel und spreche in ein Dunkel, das von Farben und Licht überquillt, und ich stelle mir vor, den Rest meines Lebens hier zu verbringen.

SIEBENTER TAG. Erich lässt mich nicht los. Diesmal habe ich ihn angesprochen. Ich spürte seine Gegenwart überdeutlich. Versuchte, das Dunkel zu durchdringen oder besser: von den Lichtern auf der Netzhaut wegzusehen.

Erich wo bist du? Gibt es da hinten auch noch eine Welt? – Zuerst blieb es still. Dann war es, als glitte ein Vorhang zur Seite, und ich sah wie durch fremde Augen in einen Wald hinein. Schnee auf den Tannen, alles tief verschneit und gefroren, kein Mensch weit und breit. Verschwommen nahm ich eine hügelige Landschaft wahr, überall hing Nebel und erstickte das Land. Das Gefühl einer unbeschreiblichen Einsamkeit kam in mir auf, und ich suchte nach irgendetwas, das sich bewegen würde. Da erspähte ich an einem steilen Abhang Nischen, in denen Menschen sass. Erich sass in der ersten, zusammengekauert wie ein Embryo, um sich gegen die Kälte zu schützen.

Erich, was tust du hier? – Keine Antwort. Ich schaute in die zweite Nische, darin sass ein Mann, der aussah wie ein griechischer Philosoph und unter einer fahlen Lampe dicke Bücher las. – Du kannst doch hier nicht bleiben, Erich, hörte ich mich sagen. Das ist nichts für dich. Komm heraus, wir gehen irgendwohin, wo es wärmer ist. – Ich brauchte viel Überredungskunst, bis ich ihn aus der

Nische heraus gelotst hatte. Dann sagte er: «Ich will ein Schaf!»

Also machten wir uns auf die Suche nach einem Schaf. Dabei durchwanderten wir endlose Weiten von Kälte und Einsamkeit, es gab nur diffuses Licht, keine Sonne, keinen Mond, keine Sterne, man wusste nicht, ob es Tag war oder einfach nur Dämmerung, eine nie endende Dämmerung. Wir kamen zu einem Geleise und folgten ihm, bis es in einen Tunnel mündete. Erich wollte hinein.

«Da werdet ihr aber euch selbst begegnen», hörten wir eine Stimme sagen. Ich drehte mich um. Ein Hirte zog mit seiner Herde vorbei. – Mein Freund möchte ein Schaf, sagte ich. – Der Hirte bückte sich, hob ein Lamm hoch: «Da nimm es», sagte er zu Erich. Erich nahm das Lamm in die Arme und liess es fortan nicht mehr los. Doch von seinem Vorhaben, in den Tunnel hineinzugehen, war er nicht abzubringen. Also folgte ich ihm.

An den Wänden des Tunnels spielten sich grausige Szenen ab, von Kriegsschauplätzen, Terror, Folter, Mord und Vernichtung, all die Greuel, deren Menschen fähig sind. Erich nahm sie als Wirklichkeit und schrak zurück. – Du siehst nur dich selbst, sagte ich. Überwirklich zwar, aber du bist der Krieg und die Gespenster, die Angst und der Horror, nur dich selber siehst du, nach aussen gekehrt. – Unablässig wiederholte ich die Worte des Hirten, während wir weiter gingen, dem Geleise folgend, von Tunnel zu Tunnel, bis wir schliesslich auf eine riesige Basaltsäule stiessen. Sie war etwas mehr als mannshoch, hatte oben einen weit offenen Mund, der gelben Sand und Asche spie.

Solang der spuckt, können wir nicht weiter, hörte ich mich sagen. Die Säule spie und erbrach sich, ich weiss nicht wie lange, der Schnee in weitem Umkreis wurde gelb. – Plötzlich tauchten aus dem Nebel Vögel auf, grosse, helle Vögel. Auf einen von ihnen musst du springen, rief ich Erich zu, hinaus aus dem Nebel, nur immer hinauf! – Erich schaffte es tatsächlich, einen der Vögel zu packen und sich auf seinen Rücken zu schwingen. – Ich muss zurück, rief ich ihm nach.

Noch nie war ich so ausgelaugt und erschöpft, wie nach dieser wohl einstündigen Arbeit im Ohrensessel. Ich schleppte mich in die Küche und trank zum ersten Mal in diesen Tagen einen Fruchtsaft. Dann schlief ich ein und bin erst vor kurzem wieder erwacht. Es muss mitten in der Nacht sein. Kein Geräusch weit und breit.

ACHTER TAG. Ich war nochmals hinter dem Vorhang. Diesmal schwebte ich hoch über einer grünen Landschaft. Unter mir kubische Gebäude, die mit Scheinwerfern den Himmel absuchten. Ob sie nach den Vögeln Ausschau hielten?

Schliesslich kam ich an einen Berg und sah einen Pavillon aus Bambus. Darin sass Erich, hauchdünn, wie aus Pergament. Er lächelte mir zu, als habe er auf mich gewartet. Sein Körper war so kraftlos, dass er am Pavillon aufgehängt erschien. Ein Geflecht von einer Art Weidenruten durchzog die Haut wie ein äusseres Skelett. – Schön siehst du aus, sagte ich, und der Hut steht dir vorzüglich. Er hob die Hand, nur Millimeter, und ich wusste, es war gut.

Plötzlich war die Szene verschwunden. Stattdessen sah ich eine weissliche Qualle, die sich langsam in einen kobaltblauen Sternenhimmel erhob. Das schimmernde Ding flog einem Stern entgegen, der viel heller war als alle andern. Eine Weile verdeckte es den Stern, die Korona einer Sonnenfinsternis wurde sichtbar. Doch je näher die Qualle der Lichtquelle kam, desto kleiner wurde sie, bis das Licht sie schliesslich ganz in sich einsog. In diesem Augenblick erlosch der Stern.

Ich ging zurück zum Pavillon und fand dort eine leere Haut, wie eine verlassene Puppe.

NEUNTER TAG. Ich bin im Dunkeln wie im Tod, der grossen Mutter. Das Dunkel ist voller Licht. Ich weiss nichts mehr zu sagen.

ZEHNTER TAG. Es ist Zeit. Ich öffne die Tür nach draussen: Die Welt gleisst, ich schwanke. Schnee. An der Dachrinne hängen Wasserkerzen, eiszapfenkalt ist es, und zwischen den Wolken der blaue Himmel, im Osten rot; ich gehe, gehe langsam, und langsam gewöhnen sich die Augen ans Licht, der Schnee knirscht, alles ist neu, alles ist wieder, aber ganz anders, alles ist unglaublich schön, stark, klar. Ein Greifvogel ruft vom fernen Hügel. Guten Tag, winke ich zurück. Zwei Tannen, zwei von unübersehbar vielen, ich

grüsse auch sie, und der Vogel schreit wieder. Ein Bach unter dem Weg hindurch, er plappert, singt, erzählt Geschichten von ich weiss nicht wo, über ich weiss nicht was, ein Kind, das an einem Tag so viel erlebt, wie die Erwachsenen in einem Monat, und das darum so viel zu erzählen hat.

Da, ein Hasenböllchen, mitten im Schnee, ein einziges, ich bücke mich nieder, um es zu betrachten. Es ist vollkommen rund, ein Planet in einem nur mir bekannten Universum. Ich hebe es auf und trage es fort in der hohlen Hand. Die Bäume säumen wie Wächter den Weg, und der Schnee rutscht unter den Sohlen. Noch ein Planet, was mag das für ein Hase gewesen sein, der nur ein einziges Böllchen aufs Mal . . . Seine Spuren verlieren sich im Wald, woher er wohl kam, und ein paar Schritte weiter ein drittes Böllchen, auch dieses hebe ich auf. Mitnehmen will ich sie, sind sie mir doch Zeichen, dass die Welt gross und nur unser Auge trüb ist, weil das Licht uns so manches überstrahlt. Doch wie es mit Hasenböllchen nun einmal ist, beim Auftauen in meiner Hand beginnen sie streng zu riechen, und so lasse ich sie mit einem «Danke für die Gesellschaft!» in den Pulverschnee fallen. Man kann wohl nichts mitnehmen, weder Dinge noch Menschen, nicht einmal ein Hasenböllchen, nur die Liebe zu ihnen, die Bewunderung, die Freude und die Herzensoffenheit. Wohl auch den Hass, den Neid und den Ärger, die Angst und den Zweifel. Ich beschliesse, mich an Freude und Liebe zu halten und zurückzulassen, was nur verstimmt. Schliesslich habe ich gerade zum ersten Mal die Welt gesehen, und wer will schon beim ersten Rendez-vous griesgrämig sein.

Nach dem Freischaufeln des Weges, komme ich zurück ins Dunkel und wärme die Füsse am Speicherofen. Da sehe ich einen Hasen, der mich beobachtet, wie ich das Hasenböllchen aufhebe und es betrachte. Er rennt los, so schnell er kann. Ich folge ihm im Geist, und er rast über Hügel und Tal, schlüpft in ein Loch, auch dahinein folge ich ihm und sehe, wie ein Knäuel von vielen hundert Hasen erwacht, sehe, wie aus nebligem Dämmer die Ohren sich spitzen, die Leiber sich regen, und plötzlich setzt sich das ganze Gewimmel in Bewegung, hoppelt dem Bach entlang, biegt auf eine Brücke ein und rennt in den Wald, einer dahin, der andere dorthin. Es ist, als ob der Waldboden sich füllte mit weissen hoppelnden Hasen. Sie werden an Ostern wohl mit vielen Hasen rechnen müssen im Tal!

DAMIT ENDEN DIE AUFZEICHNUNGEN DES MANNES, der vor Weihnachten davonlief und einen Hasen fand. Nachzutragen ist, dass Serge am 27. Dezember direkt an die Bahnhofstrasse fuhr und dort seinen Engel suchte. Der war aber verschwunden, und Serge kaufte in einem menschenleeren Kaufhaus ein rotes Seidennachthemd. Dieses brachte er seiner Frau, die ihm zuzwinkerte und um den Hals fiel.